

Der Arzthaushalt

Von Prof. Dr. med. et phil. Edith Heischkel

Was war der Lohn für die Mühe des praktischen Arztes? Wie war seine wirtschaftliche Lage?

Wenn er von Haus aus vermögend war oder eine reiche Heirat machte, dann hatte er sein Auskommen. Der Typ dieses wohlhabenden Arztes war Johann Christian Senckenberg, der 1743 bis 1772 in Frankfurt praktizierte. Seine sorgfältigen Aufzeichnungen geben Aufschluß über seine täglichen Einnahmen und Ausgaben. Seine Einkünfte als Stadtarzt waren so gering, daß sie gar nicht ins Gewicht fielen. Wenn es Senckenberg gelang, in zwanzig Jahren 100000 Gulden zu ersparen, so war das weniger den nicht unbeträchtlichen Einnahmen aus seiner Praxis zuzuschreiben, als dem Kapitalertrag, den er, der Arztsohn, aus dem Vermögen seines Vaters und durch Erbschaften von seinen beiden verstorbenen Frauen gewonnen hatte. Seine Kleidung war gepflegt, aber einfach, seine ganze Lebensweise durchaus bescheiden. Er verbrauchte für sich und sein ganzes Haus einschließlich zwei Dienstmägden im Jahr nicht mehr als Goethe allein während seines

Der praktische Arzt Ernst Ludwig Heim (1747–1834), der schon in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts eine ausgedehnte Praxis in Berlin hatte und eine der markantesten Arztpersönlichkeiten der Goethezeit war.



Leipziger Studienjahres. Der einzige Luxus, den er sich gönnte, waren Musikstunden und Bücher. Die große und kostbare Bibliothek, die Senckenberg erwarb, ist heute noch der Grundstock der Senckenbergischen Bibliothek in Frankfurt, und der Stiftung von 100000 Gulden, die er testamentarisch sicherte, verdanken so manche Institute der heutigen Frankfurter Universität ihr Dasein.

Wenn der junge Arzt ganz auf den Ertrag seiner Praxis angewiesen war, dann waren die ersten Jahre schwer. Manche Ärzte hatten zeitlebens zu kämpfen, wenn sie nicht im Anfang jahrelang von ihren Angehörigen hatten unterstützt werden können. In Gegenden mit armer Bevölkerung hatten die Ärzte oft ein kümmerliches Einkommen, auch die Inhaber der vielbegehrten Amtsarztstellen. Für 25 Taler und 8 Klafter Holz jährlich sollte ein kursächsischer Amtsarzt im Jahre 1784 die Patienten fleißig besorgen, die armen Kranken unentgeltlich, die Hebammen unterrichten, die Chirurgen, Bader, Barbieri beaufsichtigen, die Apotheken visitieren, seinen Amtsbereich mindestens einmal im Jahr bereisen. Christian Gottfried Gruner, der Jenaer Professor (1744 bis 1815), nennt 1791 die Amtsärzte schlecht oder gar nicht bezahlte Staatsdiener, lastbare Tiere ohne Dank und Belohnung, berufene Fröhner der vom Staat für Nullen erachteten Armen, fleißige Forscher der Mineralwasser zum Besten der Staatskasse und mühsame Prüfer der Kräuter für Menschen und Vieh, damit kein Geld aus dem Lande geht.

Auch in der Stadt war der Praxisanfang schwer, selbst für einen so genialen Arzt, wie es Ernst Ludwig Heim war. 1776/77, im ersten Jahre seiner Praxis, schreibt er: «In diesem Jahre habe ich starke Ausgaben gehabt, so daß die 400 Thaler, welche ich von Patienten erhalten, weg sind und ich noch 125 Thaler von meinem Freund Muzel habe leihen müssen . . . Ein reicher Mann werde ich wohl niemals werden.» Als der Bruder ihn nach seinen Heiratsplänen fragte, antwortete Heim: «Bevor meine Zimmer nicht vollständig mit Möbeln versehen sind und ich 300 Thaler zurückgelegt habe, werde ich nicht heiraten.» Der Scharlachrock, den er sich als Arzt anschaffen mußte, kostete 50 Taler, also

ein Achtel der Einnahme des ganzen ersten Jahres. «Nie würde ich mir dergleichen kostbare Kleider anschaffen», seufzte Heim, «wenn es nicht zur medicinischen Politik gehörte, wohlgeputzt einherzugehen.» Als Heim dann nach reiflichem Überlegen nach Berlin übergesiedelt war, nachdem er sich in den sieben Spandauer Jahren schon einen Namen als außerordentlich geschickter Praktiker erworben hatte, waren am Ende des ersten Jahres wieder die Ausgaben höher als die Einnahmen, und dabei hatte er nicht einmal den einsitzigen Wagen und die Pferde kaufen müssen; denn er hatte sie von seinem verstorbenen Freund geerbt. In Heims Tagebüchern steht mancher Stoßseufzer: «Ich danke Gott dafür», schreibt er oft, wenn ein Patient mehr zahlte, als er erhofft hatte. Auch recht bescheidene Honorarangebote, wie das eines Koches mit einem Vermögen von rund 66000 Talern, der ihm für die ärztliche Versorgung seiner großen Familie jährlich 12 Taler in Aussicht stellte, nahm er lachend an. Als ihm eine arme Frau, die ihn zu ihrem Sohn nach Dalldorf gerufen hatte, zwei neue Besen gab, wertete er das richtig als hohes Honorar. Die Bezahlung in Naturalien brachte freilich auch manchmal freudige Überraschung: so hatte ein reicher Hamburger Weinhändler einen Kollegen Heims um einen schriftlichen Rat in seiner Krankheit gebeten, aber die Bitte hinzugefügt, ein oder zwei angesehene Berliner Ärzte möchten darüber hinaus noch um ihr Urteil befragt werden. Der Kollege machte das Gutachten, und Heim und ein Dritter, der zufällig kam, unterschrieben es mit. Als Honorar, lediglich für das Mitunterschreiben des ärztlichen Rates, schickte der dankbare Patient an Heim 30 Flaschen vom besten Rheinwein. Als Heim später zufällig einmal nach Hamburg kam, lud ihn der Kaufmann mit allen seinen Freunden zu einer Weinprobe der edelsten Sorten ein. Auch die Honorare in Naturalien, einschließlich so kostbarer Ware wie Rehböcke und Fasanen, notierte Heim sorgfältig, sie wurden von seiner Frau nach einem besonderen Umrechnungsschlüssel geschätzt, so daß er ihren Wert auch in Zahlen verbuchen konnte.

Ein gewisser Unsicherheitsfaktor lag für den Arzt der Goethezeit darin, daß die Patienten, besonders die gutsituierten, ihren Arzt nicht nach bestimmten Sätzen bezahlten, sondern nach ihrem Ermessen, und zwar nicht am Ende der Behandlung, sondern vielfach



Ein Arzt in der Studierstube. Stich von J. R. Schellenberg.

erst zu Weihnachten oder Neujahr. Dabei war das Honorar wirklich noch, altem Herkommen gemäß, eine Ehrengabe des Patienten für den Arzt. Die Taxen für die einzelnen ärztlichen Verrichtungen, die es in allen Ländern gab, waren mehr Minimaltaxen, die von wohlhabenden Kranken weit überschritten werden konnten. Liquidationen zu schicken war nicht üblich. Öfter wurde der Arzt gegen eine für das ganze Jahr vereinbarte Summe als Hausarzt für die ganze Familie verpflichtet. Diese Vereinbarung konnte mit Ablauf des Jahres oder beim Tode eines Patienten gekündigt werden, aber sie gab trotzdem zunächst einmal eine gewisse Sicherheit für den Praktiker. Der Entschluß, seine Spandauer Praxis aufzugeben und nach Berlin überzusiedeln, wurde Ernst Ludwig Heim dadurch erleichtert, daß eine Reihe angesehener Berliner Familien ihn zu ihrem Arzt zu machen versprach mit einem Fixum, das im geringsten Falle 20 Taler im Jahr betrug. Das sicherte ihm eine jährliche Einnahme von 4–5000 Talern. Daß Heims Rechnung richtig war, beweist die Bilanz, die er 21 Jahre später aufstellte. Als Indikator seines Wohlstandes, wie er in diesem Zeitraum gewachsen war, diente ihm ein Möbelstück, der Schreibtisch. «Als ich vor 24 Jahren nach Spandau kam, hatte ich einen Schreibtisch, der 18 Groschen kostete [d. i. noch nicht ein Taler]. Einige Jahre später kaufte ich einen für 3 Taler, den ich . . . mit nach Berlin brachte. Beide waren von Kiefernholz. Darauf ließ ich mir einen . . . für 12 Taler verfertigen, welchen ich jedoch bald wieder weggab und einen von Mahagoniholz für 64 Taler anschaffte. Einige Bronzeverzierungen statt der messingnen Beschläge

